

Bettina Brentano von Arnim – *Dies Buch gehört dem König*

(1843, estratto)

Genere: narrativa

Strutturato in una serie di dialoghi – inventati dall'autrice – fra Frau Rat, vale a dire la madre del poeta Goethe e la regina Luisa, genitrice di Federico Guglielmo IV, *Dies Buch gehört dem König* costituisce da un lato una denuncia delle deprecabili condizioni in cui versano le classi meno abbienti, dall'altro – così come evidenziato anche dal titolo – un aperto appello allo stesso re di Prussia affinché intervenga in prima persona a mutare la situazione. Il testo è diviso in due parti: nella prima sono riportate le conversazioni fittizie fra le due donne, nelle quali Frau Rat assume il ruolo di portavoce delle idee progressiste e liberali dell'autrice, denunciando ogni forma di imposizione, sia essa derivante dal potere statale o da quello religioso. La seconda parte contiene ulteriori dialoghi della madre del poeta con figure che incarnano diversi tipi di autorità – come il parroco e il sindaco – ed è chiusa da un capitolo intitolato *Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande* (Esperienze di un giovane svizzero nel Vogtland), un vero e proprio reportage socio-critico che, basandosi su dati reali e informazioni raccolti da Brentano von Arnim, presenta, avvicinandosi allo stile del giornalismo d'inchiesta, la miseria e la povertà che regnano in un quartiere popolare di Berlino.

Il brano qui presentato propone un estratto di questo reportage: il narratore, un giovane insegnante svizzero, fa la conoscenza del calzolaio Schadow e racconta la storia della sua famiglia, segnata dall'indigenza e dalla fame.

Im Dachstübchen Nr. 76 wohnt ein Schuster, *Schadow*. Ich sah lange Zeit durch die gespaltene Türe ins Zimmer. Er arbeitete fleißig; die Frau saß am Boden und nähte einige Lumpen zusammen; zwei kleine, halbnackte Kinder saßen am Boden und spielten mit einer alten Tabakspfeife. Als ich eintrat, war Schadow ganz erschrocken; er hatte mich für den Inspektor gehalten, dem er Miete schuldig ist, und sah sich gern enttäuscht. Das Zutrauen der Unglücklichen hat man sich bald erworben: es dauerte nicht lange, so erzählte mir der Mann seine ganze Lebensgeschichte; daß er dabei nicht viel von seinen Fehlern sprach, schien mir sehr verzeihlich und zum Teil überflüssig, da ich an ihm ja leicht merken konnte, daß er den Branntwein liebt und seine Frau sehr unordentlich ist. Sch. ist der Sohn armer Eltern; er konnte Berlin nie verlassen, weil er dieselben bis zu ihrem Tode unterstützen mußte. Er verheiratete sich früh, etablierte sich in der Stadt und machte gute Geschäfte. Seine Familie vermehrte sich schnell, worauf er bei seinen Ausgaben zu wenig Rücksicht nahm und was daran schuld gewesen sei, daß er in der Stadt nicht mehr wohnen konnte. (Große arme Familien werden von den Hausbesitzern nicht geduldet.) 1836 zog er ins Familienhaus. Fünf seiner Kinder starben an den Pocken, und während sie krank waren, fehlte es ihm an Arbeit. Von niemandem unterstützt, geriet er dadurch so in Schulden, daß er mehrmals aus dem Hause geworfen werden sollte. Er verkaufte Hausgeräte und Kleider und ist jetzt so entblößt von allem,

daß er nicht einmal ein Hemd besitzt. Durch Arbeit kann er sich nicht wieder aufschwingen, weil es ihm an Leder fehlt und die Flickarbeit, die er den Leuten im Familienhause macht, schlecht bezahlt wird. Zudem hat er mit zwölf andern Schustern, die am gleichen Orte wohnen, zu konkurrieren. Ich sah es selbst, wie seine Frau um Arbeit ausging und er unterdessen die Kinder hütete. Es war drei Uhr abends, und er hatte an demselben Tag erst zwei Silbergroschen verdient; den einen gab er wieder aus für Zwirn, für den andern kaufte er Brot. Das Kleine fing an, vor Hunger zu weinen. Sch. hatte soeben einen Schuh geflickt und gab ihn der Frau mit den Worten: »Trage ihn fort, laß dir einen Sechser dafür geben und bring dem Kind ein Semmelbrot; es hungert.« Die Frau kam mit leerer Hand zurück; das Mädchen, dem der Schuh gehörte, konnte nicht bezahlen. Das Kind weinte noch immer, und Vater und Mutter weinten mit. Ich half mit einigen Groschen aus der augenblicklichen Verlegenheit. Schnell sagte Sch. zu seiner Frau: »Nun geh, hole für sechs Pfennig Brot, für drei Pfennig Kaffee und für drei Pfennig Holz; das übrige lege in den Schrank, ich will es dem Inspektor bringen; vielleicht hält er die Klage noch zurück.« Es war ihm ein Stein vom Herzen genommen, er schaute zum Fenster hinaus und meinte, es könnte doch ein fruchtbares Jahr geben. Dann fing er auch an, zu politisieren: es schade ihm viel, daß von den Schuhfabrikanten in Spandau so wohlfeil gearbeitet werde, daß nur die großen Bäcker den Brotpreis bestimmen; am meisten aber, daß der Hausherr so viel Abgaben bezahlen und deshalb die Wohnungen so teuer vermieten müsse; in einem freien Lande gebe es gewiß nicht so viele Arme. – Bald war die Frau wieder zurück. Es wurde Feuer gemacht im Ofen und Brot verteilt. Die Kinder warteten aber mit ihrem Teile nicht, bis der Kaffee fertig war. –

Sch. wird nicht unterstützt. Es heißt: man gebe den Leuten im Familienhause nicht gerne; es seien da so viel Arme, daß die Armendirektion derselben nicht mehr los würde, wenn sie einmal zu helfen anfinde. Sollte Sch. nichts bekommen wegen seiner Liederlichkeit, so wäre dies sehr ungerecht. Wo die Not so groß ist, muß man tätig unterstützen, nicht moralisieren, bis die Leute vor Hunger sterben. Auch ist zu bedenken, daß die Hoffnung, wieder aufzukommen, Kraft gibt zur Bekämpfung des Leichtsinnes.